

Die Psychiatrie befand sich in einem alten Gebäude. Sie hatte Tradition in Z., einem Dorf das übersät war mit Backsteingebäuden. Bauten, zu monströs für ein Dorf. Umgeben von dunklem Grün. Kiefern, Fichten. Ein schweres Grün, das traurig winkte. Grazil zur Melodie des regenschweren Sommerwetters tanzte. Unaufhaltsam blies das Wetter seine gewaltige Melodie. Es tobte, so wie ich vor nur wenigen Tagen auf den Tanzflächen zwischen den Bassboxen um Caspar getobt hatte.

Der Schwager öffnete eine Eichenholztür, die sich schwerfällig zu geben schien. Ich, das Frollein hatte ihm gefälligst zu folgen. Oder schob er mich vor sich her? Im Treppenhaus hallte der Donner. Ein düsteres Treppenhaus, nur die kurz aufleuchtenden Blitze erhellten es für Sekunden. Als wir in der zweiten Etage ankamen, musste der Schwager klingeln. Es dauerte, bis man uns öffnete. Eine ewig lange Weile. Irgendwann kam ein Pfleger heran geeilt, ich hörte zuerst seine Schritte, vernahm den Rhythmus hinter der Tür. Sah bald dieses gestresst aussehende Gesicht in einem Fenster in der Tür erscheinen. Der Klang seines Schlüsselbundes verbleibt als schwere Erinnerung in meinem Ohr. Er winkte uns herein. Ich begutachtete die dargebotenen Räumlichkeiten mit einem erhabenen Blick. Er verwies uns auf

Plätze gegenüber jener Tür. Jetzt hatten wir von drinnen nach draußen zu sehen. Wie klein und verstellt war hier der Blick nach draußen.

Wir setzten uns in Kunstledersessel, die in einem hellen Braun gehalten waren. Sitzend wurden wir belästigt, von mir lästig erscheinenden Patienten. Sie kamen uns gefährlich nahe, musterten und beäugten uns auf eine mir unangenehme Weise. Wer waren diese Menschen? Was hatte sie nur von ihrer grausigen Art uns anzuschauen.

Ich würde hier nicht bleiben! Unter Zwang nicht eine Sekunde. Ich war übertoll vor Glück, nicht eine von ihnen sein zu müssen. Nicht eine solche Bestie. Die Zeit hielt inne, während wir auf einen Arzt warteten. Ich spürte die Ungeduld in mir aufsteigen, las stoisch die Zeichen, die diese Umgebung aussendete. Dachte über die Bewegungen der Mathematik nach. Sah ihr dabei zu, wie sie sich leise durch diese Zustände strich. Schwebend erschien bald ein Mann in Weiß, der sich uns als Arzt vorstellte. Ich glaubte die Welt hätte begonnen, es zu verstehen. Wenn dieser Mann wirklich Arzt war, so würde er mich verstehen. Diesen Sinn, den Kern der Dinge bereits kennen.

Der Mann in Weiß hob die Hände und deutete uns, ihm zu

folgen. Unsere Schritte hinein in einen langen Gang. Das Weiß seines Kittels schaffte es nicht, die Tristesse dieser Umgebung zu verschleiern.

Die gelblich gestrichenen Wände trugen Geländerstangen in die Längen dieses Ganges hinein und verliehen diesem eine diffuse Tunnelartigkeit. Geländer, die einem Halt bieten sollten, wenn alles zu viel ist. Ich ließ mich ins Straucheln geraten, stolperte gekünstelt und hielt mich ungeschickt an diesem Geländer fest. Ich hatte wohl keine Lust, diesen Weg bis zu seinem Ende zu gehen. Aber der Schwager bewarf mich mit einem Blick und ich begriff. Jede Form von Widerstand war zwecklos. Niemand half der Gefallenen auf. Unterwürfig, wie ich mich von nun an zu geben hatte, stand ich von selbst wieder auf. Folgte dem Arzt ans Ende des Ganges, bis in sein Zimmer. Brav, Hannah. Er öffnete eine unscheinbare Tür in ein unscheinbares Zimmer.

Ein Raum mit Dachschrägen, welche Gemütlichkeit vorgaben, aber nur kläglicher Versuch blieben. Der Raum wurde kleiner, auch durch das Chaos der Ordner und Akten. Sie stapelten sich an allen dafür geeigneten Plätzen. Die Wände trieben zärtlich auf mich zu. Du allein, mein schöner Regen

peitschtest auf das Dach, dessen Fenster. In mich.
Ich schmiegte meine Ohren an dich. Du warst mein Trost.

Der Mann in Weiß fiel in seinen Sessel, verschränkte – ja so großkotzig tat er das – die Arme im Nacken.

Dabei zeigte er auf die Stühle, bot uns gütig die zwei anderen hübschen Stühle an. Nun bildeten wir ein Dreieck: der Arzt in seinem Sessel, mein Schwager und ich. Den Kopf gesenkt, die Hände ineinander vergraben, dann heimlich zu Fäusten geballt, dann sich selbst liebevoll einander haltend. Ich ließ den Mann in Weiß lieber nicht mehr aus den Augen. Sein Namensschild wies mich penetrant, penibel und vollkommen persönlich darauf hin, wer er war, dass er ein Arzt war. Und nicht irgendeiner. Ein Frage-Antwort-Spiel begann. Ohne, dass er mir verraten hätte, warum er all das wissen wollte oder das Geringste dazu erklärte hätte, beantwortete ich seine Fragen selbstgewiss.

„Frau Konschok, richtig?“

Ich starrte ihn, jetzt Kampfeslust im Blick, an. Der Mann in Weiß bekäme nicht die geringste Chance.

„Richtig.“

Es war der Schwager, der hier für mich antworten musste.

„Wissen Sie, wo Sie sind?“

„Nein! Irgendwo auf der Erde.“, patzte ich.

„Was haben wir heute für einen Tag?“

„Ich – weiß – es – nicht!“

„Glauben Sie, dass Sie ein Problem haben?“

„Weil ich das Datum nicht weiß?“.

„Was glauben Sie, warum Sie hier sind?“

„Na, um Ihnen die Welt zu erklären!“

„Glauben Sie, dass Sie das können, mir die Welt erklären?“

„Ich kann Ihnen alles erklären.“

„...“

„Wir wussten uns nicht mehr zu helfen ...“, warf der Schwager ein, der erneut meinte für mich sprechen zu müssen.

„Sehen Sie den Donner, den Blitz, den Regen? Sehen Sie dieses Wetter? – Ich bin das Wetter. Ich mache das Wetter!“

Ein Donner knallte sich in die Stille des Raumes.

„Und ich habe Recht!“

Ernst sah er mich an, während der Donner das Nachhallen nicht ließ.

„Wie lange geht das schon so?“, fuhr er fort und wendete sich diesmal gleich an den Schwager.

„Wir wissen es nicht ganz genau, ein paar Wochen, ein paar Tage ... Sie war auf sich allein gestellt in Dresden, wissen Sie? ... Ihre Eltern haben sie weggeholt am Freitag. Sie ist verwirrt. ... Ihr Zimmer war verwahrlost. ... Sie war es auch!“

„Hören Sie Stimmen?“, fragte der Mann in Weiß.

Hämisch lachend antwortete ich:

„Natürlich.“

„Was sagen die Stimmen, Frau Konschok?“

„Was fragen Sie mich das, Sie hören es selbst!“, ich schrie hier ja fast.

„Hannah!“ unterbrach mich der Schwager und griff nach meinem Unterarm. Als wolle er sagen: Ordne dich! Überleg dir, was du sagst, Fräulein! Verdammt nochmal: Reiß dich zusammen!

Der Mann in Weiß wendete sich indes wieder meinem Schwager zu. Er blendete mich, den Mittelpunkt des Geschehens, vollkommen aus.

„So was kann man haben, das lässt sich leicht regeln.“, sagte er.

„Es sind gute Medikamente auf dem Markt!“

Spielerisch begann er dabei diese Spritze auf seinem Tisch hin und her zu rollen. Seine Stimme hauchte in einem widerlich künstlichen Maß an menschlicher Wärme. Er lachte breit und zeigte seine perfekten Zähne. Da sah ich, dass die Spritze nur ein Kugelschreiber war, nichts als eine lustige kleine Attrappe.

„Sie glauben zu wissen, aber sie wissen nichts!“, sagte ich, wütend geworden und erhob mich. Ich hatte genug und beschloss zu gehen.

„Wir werden Sie hier behalten müssen! – Das lässt sich nicht umgehen!“, sagte jetzt der Arzt. Und legte mir seine Hand auf die Schulter. Ich würde ihm nicht einfach davon laufen. Im Gefecht des Augenblicks ließ er den läppischen Kugelschreiber fallen. Ich nahm die Attrappe auf, hielt sie senkrecht nach oben und zog die Spritze auf.

„Hier werde ich sicher nicht bleiben.“

Ich lachte, warf den Kopf in den Nacken.

Doktor und Schwager ignorierten mich nun vollends und verfielen in einen dieser geschäftigen Männer-Pläusche. Sangen ihre Worte eher, als dass sie sie sprachen. Trafen Vorkehrungen und gestikulierten wild. Schienen sich in allen erdenklichen Punkten rasch einig zu werden.

„Ich bin Hannah Konschok. – Ich bin dort, wo ich sein will.“
Man schob mich, die ich nun zur Patientin geworden war, aus der Tür heraus. Schob und schubste mich vor sich her.

„Ich werde weiter reisen, nach draußen oder nach Dresden oder nach Hause. – Dorthin jedenfalls, wo Caspar jetzt ist!“

„Sie ist eine Gefahr für sich und auch für andere.“
sagte dieser Mann in Weiß. Doch da rauschten wir schon durch den gelben Gang.

„Sie wird bleiben, ob sie will oder nicht!“

Ich hob den Kopf und bebte mit den Nasenflügeln. Nahm es

nicht weiter tragisch, zwitscherte:

„Sie berauben mich nicht meiner Selbst! – Guten Morgen.

Guten Abend. Guten Tag!“

„Hat Sie Drogen genommen?“

Eine letzte Frage, die ihm, dem Arzt noch blieb, um herauszufinden, was mir fehlte.

„Möglich.“, antwortete der Schwager und kraulte sich das Kinn. Ich wusste das besser. Alles. Ohnehin.

„Sie ist bei uns in besten Händen. Seien Sie ohne Sorge.“, sagte der Arzt und tippte mit dem Stift abschließend auf sein Klemmbrett, dann auf den Schwager, zuletzt auf mich. Meine Augen aber ließen niemals ab von jener grausigen Apparatur, die sich als Spritze verkleidet hatte.

Er, der Mann in Weiß, lachte dieses Siegerlächeln und schüttelte meinem Schwager zum Abschied die Hand. Mir legte er diese freundschaftlich auf die Schulter. Von nun an stünde ich unter seiner Obhut. Ich atmete das Gefühl dieser Sekunden noch einmal ein. Schnupperte an dieser süßen Erhabenheit, die ich mir trotz allem bewahrt hatte.

Wir kamen zurück zum Eingangsbereich. Die Sitzecke, die umherlaufenden Patienten, alles war noch da. Das ging so schnell nicht weg. Der Mann in Weiß öffnete uns die verschlossene Tür, die den Weg nach draußen freigab. Eine Sonne war darauf gemalt. Sie hatte ein lächelndes Gesicht,

eine Sprechblase sagte:

„Tschüss!“

Sie sprach zu mir, wie die Shampooflaschen im Bad meiner Schwester, wie das Schild des Arztes, wie der Stift, der sich als Spritze verkleidet hatte.

„Tschüss.“, gab ich ihr zur Antwort und war bereit meinem Schwager zu folgen. Doch der war schon draußen, schob mir einen letzten, entschuldigenden Blick durch das viereckige Fenster in der Tür zu und verschwand. Die Tür war schon zu. Nicht mehr aufzubekommen. Jedes Reißen und Rütteln blieb sinnlos. Das sprechende Gesicht der Sonne, liebelegend in so kindlich unschuldigen Konturen. Mit aller Kraft versuchte ich zu öffnen, was nicht mehr zu öffnen war. Ich wendete mehr Kraft an, hingte bald meinen ganzen Körper an die Klinke. Da legte sich ein Arm um meine Hüften und die mir fremde Stimme einer Frau ertönte:

„Ganz ruhig! – Ruhig, Frau Kanschok. Kommen Sie bloss!“

Ich hatte keine Wahl. Ich hatte ihr zu folgen, dieser Person, die sich mir als Oberschwester vorstellte. Sie umklammerte meine Hand.

„Willkommen!“, rief es.

„ ... bei den Verrückten.“ rief es. Ich war ver-rückt?

Niemals. Nie hatte ich fester in mir gestanden.

Die Oberschwester lotste mich in ihren Raum und stellte ihre

Fragen. Hielt ihre Liste mit Fragen und vorgegebenen Antworten bereit. Keine dieser Fragen würde einfach ohne Antwort bleiben dürfen.

„Vorschrift.“, entgegnete sie meinem matten Kopfschütteln, meinem Schweigen.

„Was trinken sie zum Frühstück? Kaffee? Milch? Tee?“

„Es ist mir egal.“

„Aber sie müssen sich für genau eines dieser Produkte entscheiden.“, sagte sie und ließ ihre Augen groß und kugelrund werden.

„Keines dieser Produkte zu wählen, ist nicht erlaubt. Vorschrift! Wie viele Brötchen, Frau Konschok, wünschen sie?“

„Eines.“

„Und womit soll es belegt sein? Schokolade oder Honig oder Marmelade? Oder lieber mit etwas Herzhaftem?“

„Vorschriften. Belegen sie es mit Vorschriften.“

„Gibt es einen nächsten Angehörigen, jemanden, den wir benachrichtigen sollen, einen Vertrauten?“

„Die Nachrichten verfolgen mich. Ich habe lieber aufgehört ihnen zu vertrauen.“

„Haben sie denn niemanden in ihrer Familie? Die Mutter? Ihr Vater? Geschwister?“

„Haben Sie denn eine Familie? Jemanden, den man lieber vergessen haben sollte.“

„Wie sie meinen! Ich zeige ihnen erst einmal ihr Zimmer!“

Sie führte mich – eine Kranke, dies ärztlich festgestellt von einem Mann in Weiß, dessen Schild penibel darauf hinwies, jeden Tag penibel darauf hinweisen würde, dass er wer ist, ein Arzt ist – an das andere Ende des langen Ganges. Sie führte mich an das Krankenende. Das Drecksende. An das Ende, welches nicht für gesunde, junge, intelligente, studierte, muskulöse, schöne, reiche Menschen in Weiß gemacht ist. Sie führte mich an das Elendsende, zu all den anderen Bekloppten. Sie führte mich in die Welt von Menschen, denen der Sabber aus dem Mund lief, deren Münder Mäulern glichen. In die Welt von Menschen, die Arme und Hände vor sich trugen, parallel, um damit zu wackeln, um damit die Zukunft, den heiligen Geist oder Gott sonst etwas heraufzubeschwören.

Sie führte mich in diese Welt ein. Das letzte Zimmer auf der rechten Seite des gelben Ganges sollte mein Zimmer werden. Ich sah mich um, so gut ich das noch konnte. Sah ich noch Wirkliches? Im Schwarz meiner Fantasie, im dicken Nebel meiner Empfindungslosigkeit, in dieser schweren, lauten Stille. Drei Betten in diesem Zimmer. Fensterbett,

Dazwischenbett, Wandbett. Das letztere für mich vorgesehen. So muss das gewesen sein. Blass-gelb gestreifte Wäsche, akkurat gelegt. Routine und die dadurch gewonnene Perfektion. Keine Falte, nicht ein schiefer Ton. An den weißen Wänden sah ich Bilder. Sah sie dort hinein, wo sie nicht da waren.

Die zwei Betten meiner Zimmergenossinnen waren zerwühlt, hatten persönlichen Charakter. Eigene Dinge hingen an ihren Pinnwänden: Hunde-Fotos, zerrissene Notizen, hilflose Basteleien, Fetzen selbstgemalter Bilder, wütende Striche. Gegenüber den Betten standen drei Kleiderschränke, getaktet. Ergaben zusammen eine Melodie, drei Teile, drei Takte. Jeweils ein Schrank befüllt mit dem Inhalt dreier Menschen. Auf Gleichklang geeicht, massig und nußbraun. Rechts daneben, meinem Bett gegenüber befand sich ein kleines Waschbecken. Nichts als eine geflieste grüne Nische. Splittrige DDR-Vergangenheit, hier noch nirgends zerfallen.

Ich setzte mich aufs Bett oder fiel ich? Sah durch die hohen weißen Fensterstreben, sah die milchigen Gardinen und deren hellgelbe Vorhänge. Begrüßte schüchtern dieses neue Leben. Draußen dämmerte es bereits! Oder gerade erst? Ein neues Gewitter, schwer den Himmel verdunkelnd? Ich verlor sie, die letzten Überreste meines Verstandes. Verlust der Schärfe in

meinem Blick. Fiel förmlich mittels der Zunge in die Hand der Schwester, als diese mir etwas verabreichte:

„Lutschen! – Nicht kauen! Nicht schlucken! – Lutschen!“, befahl sie und hob gebieterisch den Zeigefinger.

„Lutschen.“, sagte ich und streckte bereitwillig meine Zunge in ihre Welt. Diese eine kleine Gelbe war der Beginn von keinem Ende. „Unterschreiben Sie das bitte noch!“ Wann und wo das passierte, kann ich nicht einordnen. So ordne ich es hierhin. Unterschrieb das bitte noch. Von nun an war meine Wahrnehmung gebremst, weich gezeichnet, in Watte gepackt. Zerstört? Das Bett empfing mich einladend. Ich hatte noch Sportsachen an, oder schon wieder? – Sport frei. Schläfrig, geradezu versteinert in Sekunden, drückte ich mir ein Notizbuch, mein Päckchen Zigaretten an die Brust: Lucky Strike. Es war seit acht Tagen das erste Mal, dass ich wieder schlief.

Schlief die letzten Wochen raus. Hatte etwas, das nur Spiel gewesen war, verloren. Haushoher Verlust. Eine einzige große Party war zu Ende gegangen. Insofern man das, Party hatte nennen können. Das, was meine Vergangenheit war, forderte hier ihren Tribut. Ein Bruchstück nur, zwang sich auf. Oh du gefräßige Gegenwart. Zeichnete hier erste Striche einer Antwort in mein Leben. Gefangenschaft, die Methode? – Ach was, ich spüre ja nichts. Mein Film reißt und findet sich.

Er reißt und verlangt gefunden zu werden. Ich sollte die Finger davon lassen! Aber ich kann nicht widerstehen, diese Umrisse in einzelnen Farbflächen aneinander zu setzen. Diesen wirren Gebilden in Worten irgendeine Gestalt zu verleihen.

Meine Augen glitten in den Kopf. Mein Verstand entzog sich jener schnöden Realität, begann etwas anderes zu formen. Mit geschlossenen Augen sah ich mich im Zimmer um, phantasierte. Ein Schwebestand, ich verding mich zwischen Traum und Wachzuständen. Drei Blickrichtungen packten mich. Ein heißer Blick zur Wand, wo ich am Tag das Bild gesehen hatte. Ein anderer zur Decke, hinein in eine sich ewig weitende Dunkelheit. Der letzte voll Zuversicht zum Fenster. Über die Umrisse meiner Mitpatienten hinwegleitend zum Schein der Straßenlaterne. Nie verlor ich die Hoffnung auf Rettung. Wenn sie käme, schliche sie sich bestimmt durchs Fenster.

Vom Gang her begannen Stimmen zu tönen.

„Identifizieren Sie sich!“

„Hannah.“, hörte ich. Das war ein leises Kreischen.

„Hannaaah-ahhh“

„Hannah-na“ – „Na!“ – „Na!“ – „Na!“ – „Naaaaah!“,

Ein Echo.

Feste Schritte näherten sich stampfend. Sie kamen über den Gang. Die Zimmertür zitterte sanft in ihrer Verankerung. Allein mein Blick folgte diesen Bewegungen. Mein Körper verharrte erstarrt im Bett. Unter dem Türschlitz schimmerte dünn der Hauch eines Lichtstrahles. Da war noch anderes Licht. Im Schein der Straßenlaternen, wiegten sich hässlich die Fichten. Regenflüchter. Ihre Melodie war grobschlächtig und taktlos. Das Szenario raubte mir den Atem. Auf diese Weise griffen sie mich an. Oh du heilige Dorfidylle. Da draußen war sicher kein Mensch mehr auf den Straßen. Wie zur Hölle sollte ich hier gefunden werden? Ich hielt den Blick zum Fenster, hielt ihn fest mit aller Kraft, konnte die Höhe des Raumes auf meiner Haut spüren. Sie begann sich in verrückt gewordenen Mollakkorden über mich herzumachen. Auch schwer! Etwas griff mich. Jetzt erkannte ich die Umrisse des Bildes an der Wand, neben meinem Bett. Auf diesem Bild: Kunst, verschwommene Farbflecken, nichts Konkretes. Da sprang Jesus dort heraus und behauptete er sei der Einzige auf der Welt, der überhaupt genau wissen könne, was Kunst wirklich ist. Er wäre überdies froh mich zu sehen und stolz ein Teil dieser Sache zu sein, auch wenn ihm das Vorhaben äußerst dilettantisch erschien. Darüber hinaus bat er mich unterwürfig, ihm die Sache mit dem Katholizismus nicht allzu

übel zu nehmen. Er hätte die Tragweite damals nicht einschätzen können. Petrus sei eben rasch zum Selbstläufer geworden, das gebe er offen zu. Sicher hätte die Heilige Katholische Kirche schon üblere Zeiten gesehen. Das hier war doch eigentlich noch ganz passabel. Hannah? Das wäre es doch, oder? Die Nasenspitze von Jesus schwebte über der meinen, bis jene grausige Dunkelheit vom Licht zersetzt wurde. Schließlich der Morgen anbrach. Es war eine diffuse Angst, die meinen Schlaf schweißnass von jenen Nächten trennte.

In einer anderen Nacht kam ich zu Bewusstsein. Ich öffnete die Augen, versuchte das Aufstehen und konnte es nicht. Man hatte meinen Körper mit Fesseln ans Bett gebunden. Fesseln über meiner Brust, den Armen, den Handgelenken. Auch die Beine: festgemacht. Ich realisierte nicht, wo ich war. Ein Grauschleier über mir. Jedes Fassen eines Gedankens überzogen von Schwere. Die Verhüllung meiner Gedanken. Ein nicht zu umgehendes Müde. Selbst das Denken unter Ketten. Ich wurde zu Boden gedrückt. Nichts als Fesseln. Nichts als Fesseln. Draußen Regen. Schon wieder oder immer noch. In den anderen beiden Betten, schlafend meine beiden

Mitpatientinnen. Jeglicher Versuch auf mich aufmerksam zu machen zum Scheitern verurteilt.

Festzustellen, dass man unter Ketten ist – ein grausamer Moment. Das Sich-Einrollen nicht möglich. Diese von mir bevorzugte seitliche Schlafposition schlicht nicht möglich. Embryonalstellung so nicht machbar. Gesichtslöse Verantwortliche! An wen soll ich meinen heiß aufkommenden Haß richten? Ich sehe dich noch, Mann in Weiß.

Kalter Schweiß rann aufgeregt an meinem Körper herunter. Diese Fesseln, etwa da zum Schutz vor mir selbst? Medikamente. Benommenheit. Hilflosigkeit? Eine Verletzung meiner Persönlichkeitsrechte? Missachtung grundlegender menschlicher Rechte? Verfahren ohne Prozess? Richten ohne Richter? Urteil ohne Anwalt? Gewalt? Rohe Gewalt. In dubio pro reo. Nicht einmal die Schwesternklingel war für mich zu erreichen. Ich wälzte mich mühevoll umher, drehte mich. Versuchte mich herunter zu beugen. Ich streckte den Arm aus. Der Versuch, nach meinen Badeschlappen vor dem Bett zu greifen, scheiterte. Mein Schweiß war überall, lief aus dem Nachtkleidchen, lief über meine Hände. „Ich will mit jemandem reden!“ Haltlos schreiend unterbrach ich diese verordnete Nachtruhe.

Dachte wieder an die Schlappen vor meinem Bett, mit einer Sohle die beim Gehen sehr laut klappert. Ich würde diese Dinge bald haben. Begann mich ihnen zu nähern, zu ihnen hin zu wälzen und zu wuchten. Zuerst bekamen die Fingerspitzen einen leisen Hauch ihrer Beschaffenheit zu spüren. Ich verrutsche mich weiter in jenen Gurten, die sie mit Fesseln über meinem Körper zu einem Netz verknotet hatten. Gleich hätte ich einen dieser Latschen. Gleich hätte ich etwas, von dem, was mir gehört. Unmessbar scheint die Zeit. Meine Wahrnehmung in ständig sich verändernden Farbschattierungen. Jetzt hatte ich den Latsch: Untersteht euch! Ich knallte den Latsch volle Kraft voraus gegen das Bettgestell. Einmal. Ein zweites Mal. Immer wieder. „Eine Antwort!“ „Eine Erklärung!“ „Eine Person!“, „Ich will mit jemandem reden!“, kreischte ich. Dann verschwammen mir die Worte zwischen den Lippen. Flossen in sich zusammen, mündeten in einem konturenlosen Klagen. Hier rauschte die Schwester herbei, schaltete das Nachtlichtlein kurz an und flüsterte: „Die Nacht ist mitten in der Mitte!“ Und zischte mit Nachdruck: „Zeit zu schlafen! Zeit zu schlafen!“ und schüttelte den Kopf. Bevor ich auf schwerer Zunge eine Bitte formulieren konnte, dampfte sie ab, die Schwester und dabei hielt sie meine Badeschlappen im Arm. Trug sie weg, meine lieben Schlappen.

Ich verweigerte jeglichen Besuch. Bekam mich ja selbst nicht mehr zu Gesicht. Verlor die Kontrolle, keinen Kampf. Das Klinikum gab niemandem Auskunft! Erstattete keinen Bericht darüber, was Hannah jetzt geworden war. Woraus sie jetzt bestand? Was sie zu schlucken hatte? Der Name einer Krankheit? Diagnosen? Eine Bezeichnung ihres Leidens, des Verrückt-Seins? Wer sie werden würde? Keine solcher Versuche gelang nach draußen, oder zu Hannah.

Die Station 19 b II in Z. wurde nun für knapp drei Monate mein neues Zuhause. Ich durfte zunächst, so Vorschrift, die Station nicht verlassen. Hatte keinen Freigang. Es blieb mir verwehrt, eine Zehe in die frische Luft zu strecken oder gar ein Füßchen auf die sommerlich weiche Wiese draußen vor den Fenstern zu stellen. Ich durfte ja nichts. Hätte das meiste dieser Alltäglichkeiten auch nicht mehr gekonnt.

Hannah Konschok ist vollkommen krankheitsuneinsichtig, schreibt die Krankenakte.

„Schlucken Sie das, Frau Konschok!“, das rufen mir die